



Unverkäufliche Leseprobe

Joanna Bourne
Die Geliebte des Meisterspions



464 Seiten
ISBN: 978-3-8025-8676-7

Gespentisch fahles Licht drang durch die Gitter des Türfensters und wurde umso heller, je näher die Laterne kam. Grey konnte wieder etwas sehen und das Innere der Zelle erkennen. Die groben Steinblöcke, einen Tisch, zwei Stühle – und die junge Frau.

Zur Tür gewandt stand sie da, absolut ruhig und ganz auf den Mann im Flur konzentriert. Sie zeigte keinerlei Regung, nicht das kleinste Fingerzucken. Ihre von völliger Erschöpfung gezeichneten Augen waren halb geschlossen und blickten ins Leere. Sie schaute nicht ein einziges Mal in seine Richtung.

Er beobachtete, wie sie tief durchatmete und ihre ganze Aufmerksamkeit dem kleinen, vergitterten Fenster schenkte. Ihre Lippen formten stumme Worte, vielleicht betete sie oder redete mit sich selbst ... oder fluchte. Noch einmal strich sie sich mit abgehackten, gekonnten, eleganten Bewegungen durchs Haar und zauberte wilde Strähnen in ihr Gesicht.

Jede ihrer Bewegungen war höchst feminin, unerklärlich französisch. Ihrem Äußeren nach – schwarze Haare, helle Haut, dunkle, indigoblaue Augen – musste sie eine waschechte Keltin sein, vermutlich aus dem Westen Frankreichs. Oder der Bretagne. Der Name Annique war bretonisch. Sie besaß die Magie einer Keltin, mit deren Hilfe sie die faszinierende Ausstrahlung der berühmten Kurtisanen erzeugte. Er beobachtete, wie sie noch einmal ihre Lippen anfeuchtete und schlängelnde, sinnliche Bewegungen machte. Kein Mann hätte dabei wegsehen können.

Sie hatte sich selber das Kleid zerrissen. Die weibliche Form ihrer Brust hob sich weiß von dem dunklen Stoff ab – eine Hure, die zeigte, was sie besaß. Sie war eine Hure, eine Lügnerin – und eine Mörderin ... von der sein Leben abhing. »Viel Glück«, wünschte er ihr leise.

Sie drehte sich nicht um, sondern schüttelte nur kurz unwirsch den Kopf. »Seid still und haltet Euch heraus.«

Das saß. Er war hilflos. Er schätzte ab, wie weit seine kurze Kette reichte und ob er mit einem gezielten Tritt etwas ausrichten könnte. Doch Henri würde gar nicht erst in seine Reichweite kommen. Ganz allein musste sie Henri Bréval bezwingen und hatte nicht einmal einen Zahnstocher zur Hilfe.

Leblancs Grausamkeiten zeigten sich in den roten Malen auf ihrer Haut, und ihre Tränen hatten Spuren auf den Wangen hinterlassen. Harmloser hätte sie kaum aussehen können. Das war natürlich eine weitere Lüge.

Er kannte die Frau, hatte sie in dem Moment wiedererkannt, als Leblanc sie in die Zelle stieß. Jeder einzelne ihrer Gesichtszüge war in sein Gedächtnis eingebrannt. Er hatte sie an dem Tag gesehen, als er seine Männer, hinterhältig und grausam niedergemetzelt, in einem Kornfeld nahe Brügge fand. Hätte er bis zu diesem Zeitpunkt noch Zweifel gehegt, so wären sie spätestens beim Erwähnen der Albion-Pläne ausgeräumt gewesen. Mit diesen Plänen waren sie nach Brügge gelockt worden.

Seit sechs Monaten jagte er dieser Spionin quer durch Europa hinterher. Welch blutige Ironie, sie ausgerechnet hier zu finden.

Die Zeit seiner Rache würde noch kommen. Leblanc war ein wahrer Künstler, wenn es darum ging, jemanden fertigzumachen. Die hübsche Annique würde keines leichten und sauberen Todes sterben oder hinterher überhaupt noch als Schönheit zu bezeichnen sein. Damit wären seine Männer hinreichend gerächt.

Falls er aber frei kam ... nein, *sobald* er frei war, würde er Annique mitnehmen, nach England. Und dort würde er jede verdammte Einzelheit über die Geschehnisse in Brügge aus ihr herauskitzeln. Sie würde ihm die Albion-Pläne übergeben, und dann wäre seine Zeit für Rache gekommen.

Dem britischen Geheimdienst würde sie von größtem Nutzen sein. Außerdem würde er Leblanc keine tollwütige Hyäne hinterlassen.

Das Guckloch leuchtete auf, als Henri die Lampe hochhielt. Sein erhitztes Gesicht erschien dicht vor den Gitterstäben. »Leblanc ist außer sich wegen dir.«

»Bitte.« Das Mädchen verlor sichtlich den Mut und lehnte sich kraftlos gegen den Tisch. Sie war der Inbegriff der liebreizenden, üppigen Frau mit verführerisch weiblichen Rundungen.

»Oh, bitte.« Das schlichte Blau ihres Kleides und dessen uneleganter Schnitt deuteten auf eine Person hin, die einer unteren Schicht angehörte und derer man sich einfach bedienen konnte. Auf einmal war ihr zerzaustes Haar jetzt, da es ihr ins Gesicht fiel, pure Sinnlichkeit. »Das ist alles nur ein Missverständnis. Nur ein Missverständnis. Ich schwöre ...«

Henri steckte seine Finger durch das Gitter. »Am Ende wirst du reden, Annique. Du wirst darum betteln. Du weißt ja, was er mit dir machen wird.«

Sie schniefte. »Leblanc ... Er glaubt mir einfach nicht. Er wird mir furchtbar wehtun. Sag ihm, dass ich nicht mehr weiß. Bitte, Henri. Sag es ihm.« Ihre Stimme klang völlig verändert, jünger, nicht mehr ganz so vornehm und sehr ängstlich. Was für eine meisterhafte Vorstellung.

»Er tut dir auf jeden Fall weh, egal, was ich ihm erzähle.« Henri blickte hämisch.

Das Mädchen schlug sich entmutigt die Hände vors Gesicht. Das Haar strömte ihr wie schwarze Rinnsale durch die Finger. »Ich ertrage es nicht. Er wird mich benutzen ... wie ein grunzendes Schwein. Das habe ich nicht verdient.«

Wirklich schlau. Er sah, was sie da tat. Henris Aussprache verriet, dass er aus Paris stammte. Er war Städter und Leblanc, trotz seines vornehmen Gehabes, nur der Sohn eines Schweinebauern. Und Henri arbeitete für Leblanc.

»Du bist schon immer Vaubans Liebling gewesen«, fauchte Henri. »Vauban und seine Elitetruppe. Vauban und seine wichtigen Aufträge. Du warst ja zu gut für uns Übrige. Aber heute Nacht wird die ach so besondere Annique, die niemand anfassen durfte, das blinde Püppchen sein, mit dem Leblanc macht, was

er will. Wärst du früher netter zu mir gewesen, würde ich dir jetzt vielleicht helfen.«

»Leblanc ist jetzt Fouchés Günstling, und mit Rückendeckung des Chefs der Geheimpolizei kann er sich alles erlauben. Du kannst mir nicht helfen. Du würdest nicht wagen, ihn herauszufordern.« Annique wischte sich mit dem Handrücken über die Augen. »Ich werde tun, was er verlangt, da ich keine andere Wahl habe.«

»Wenn er mit dir fertig ist, bin ich an der Reihe.«

Sie sprach weiter – vielleicht hatte sie Henri nicht gehört. »Er wird verlangen, dass ich mich am ganzen Körper einöle und wie eine Zigeunerin für ihn tanze, wie ich es schon als Kind getan habe. Im Schein des Feuers werde ich tanzen und dabei nichts als einen Hauch von Seide tragen. Rote Seide. Er ... er bevorzugt Rot. Das hat er mir gesagt.«

Grey wickelte sich die Kette um die Hand und packte sie fester, als er sich den schlanken Körper vorstellte ... mit schlängelnden Bewegungen, nackt und in den goldenen Schein des Feuers getaucht. Damit war er nicht der Einzige. Henri krallte sich an die Gitterstäbe und drückte sich geifernd die Nase platt.

Mit gesenktem Blick wiegte Annique sich hin und her, als sei sie schon tief in diesem sinnlichen Tanz versunken. »Ich werde den blutroten Stoff von meinem Körper gleiten lassen und ihn damit liebkosen. Die Seide wird von der Leidenschaft des Tanzes ganz warm und feucht sein. Von meiner Leidenschaft.« Sie fuhr sich mit der linken Hand über den Körper und berührte sich an ihrer weiblichsten Stelle.

Ein Dutzend Prügelattacken hatten dafür gesorgt, dass Grey jeder Knochen schmerzte; obendrein quälte ihn ständiger Durst, und er wusste genau, was sie vorhatte. Trotzdem versetzte ihre Vorstellung ihn in Erregung. Er wurde hart wie ein Fels und konnte es nicht verhindern. Verdammt, war sie gut.

Versonnen und mit heiserer Stimme fuhr sie fort: »Er wird auf dem Bett liegen und mich zu sich rufen. Anfangs werden es nur Berührungen sein, danach Küsse, wo auch immer er es wünscht. Ich habe gelernt, wundervolle Dinge mit dem Mund zu tun. Mir wird nichts anderes übrig bleiben, als zu tun, was er von mir verlangt.«

Henri stocherte scheppernd und rasselnd im Türschloss herum. Er hatte es sehr eilig, dieser Henri. War der Franzose durch Anniques kleine Vorstellung auch nur halb so erregt wie Grey, wäre es ein Wunder gewesen, wenn er die Tür überhaupt aufbekam.

Die Tür knallte gegen die Steinwand. »Ohne Leblancs Erlaubnis darfst du hier nicht rein, Henri«, warnte sie leise und ohne sich von der Stelle zu rühren, »oder mich anfassen.«

»Zur Hölle mit Leblanc.« Henri stellte die Laterne geräuschvoll ab und drängte sie an den Tisch. Seine Hand verschwand hektisch unter ihrem Rock und zog ihn hoch. Er ergriff das weiße Unterhemd.

»Du solltest mich lieber ... hör auf ...« Sie wehrte sich, versuchte vergeblich, von ihm loszukommen und war dabei doch kaum stärker als ein gefangenes Vögelchen.

»Nein.« Er warf sich auf Henri, wurde jedoch jäh von seiner eisernen Leine zurückgerissen. Sein schmerzendes Handgelenk rief ihn auf den Boden der Tatsachen zurück. Er konnte nicht nah genug an sie heran, um an ihrer Stelle mit Henri zu ringen. Ihm blieb verdammt noch mal nur die Rolle des Zuschauers.

»Lass ...« Ihr wild fuchtelnder Arm traf die Laterne. Sie kippte, fiel vom Tisch und krachte scheppernd zu Boden. Das Licht erlosch. Sofort war es stockdunkel.

»Dumme Hure«, stieß Henri hervor. »Du ...«

Es gab einen kurzen dumpfen Schlag. Henri schrie vor Schmerz auf. Weitere Schläge folgten – eins, zwei, drei.

Der Tisch rutschte polternd zur Seite. Etwas Großes fiel dumpf zu Boden.

Nichts regte sich mehr. Er hörte Anniques schweren Atem, erkannte sie an den kurzen Zügen und der keuchenden Altstimme.

Geplant. Sie hatte alles geplant.

Bis zum Zerreißen angespannt hockte er da, während ihm klar wurde, wie sehr sie ihn an der Nase herumgeführt hatte. Sie hatte sich alles von Anfang bis Ende genau zurechtgelegt. Und sie beide mit ihrer hübschen kleinen Vorstellung manipuliert.

Längere Zeit war nichts zu hören, nur hier und da ein leises Rascheln und Anniques Stöhnen. Dann näherte sie sich ihm so zielstrebig und festen Schrittes, als sei diese Zelle alles andere als dunkel wie ein Grab.

»Was habt Ihr Henri angetan?« Eigentlich hatte er da gar keine Zweifel.

»Ich habe ihm eine Socke voller Steine auf den Kopf gehauen.« Sie schien das Ganze Revue passieren zu lassen, als sie sich neben ihm niederließ. »Zumindest glaube ich, dass ich ihn einmal am Kopf getroffen habe. Ich habe ihn an verschiedenen Stellen erwischt. Wie auch immer, jetzt gibt er Ruhe.«

»Ist er tot?«

»Er atmet noch, aber bei Kopfwunden kann man nie wissen. Eventuell werde ich dem Schöpfer noch eine komplizierte Geschichte zu erklären haben, wenn ich an seine Tür trete, was, nach Lage der Dinge, jederzeit der Fall sein kann. Ich hoffe, ich habe ihn nicht ins Jenseits befördert, obwohl er es zweifellos verdient hätte. Soll es jemand anders für mich tun, irgendwann einmal. Es gibt viele, die nur darauf warten. Da fallen mir gleich ein paar Dutzend Leute ein.«

Sie verwirrte ihn. Da war diese Skrupellosigkeit, die aller Härte zum Trotz von einer Unbekümmertheit zeugte, die so rein wie frischer Wind war. Er konnte einfach nicht die Grausamkeit

erkennen, mit der man Menschen kaltblütig und aus dem Hinterhalt tötete. Daher musste er sich ständig daran erinnern, wer sie eigentlich war. »Ihr habt ihm doch nicht nur eins übergebracht. Was kam danach?«

»Ihr wollt einen vollständigen Bericht?« Sie klang amüsiert. »Ihr seid wohl doch ein Spion, Engländer. Niemand sonst stellt solche Fragen auf derart ruhige Weise, als habe er das Recht dazu. Na schön, dann will ich Euch die ganze Geschichte erzählen – dass ich Henri gefesselt und mir sein Geld angeeignet habe. Er hatte auch ein interessantes Bündel Papiere in seiner bislang für sicher gehaltenen Geheimtasche. Ihr könnt sie haben, wenn Ihr mögt. Was mich betrifft, mit dem Beschaffen geheimer Dokumente habe ich nichts mehr zu tun.«

Sie stupste ihn leicht an. »Außerdem habe ich diese überaus praktische Krawattennadel gefunden; wenn Ihr also bitte mal Euer hübsches Armband hochhalten würdet. Ja, genau so. Und jetzt haltet still. Schließlich bin ich keine Fischhändlerin, die dieses dumme Schloss auseinandernehmen könnte, während Ihr herumzappelt. Ich werde es noch bedauern, dass ich so nett bin und Euch das Leben rette, wenn Ihr Euch so unvernünftig benehmt.«

»Stets zu Euren Diensten.« Er hielt ihr das gefesselte Handgelenk hin. Gleichzeitig legte er die andere Hand an ihre Haare, um zupacken zu können, sollte sie auf die Idee kommen, sich ohne ihn aus dem Staub zu machen.

Damit begab sie sich ganz und gar in seine Macht – ein Mann, doppelt so groß und stark wie sie, und noch dazu ein Feind. Sie hätte wissen müssen, was sie mit ihrem Geschlängel und Gesäusel bei einem Mann anrichtete. Wut, Rache – und andere Gelüste wallten in ihm auf wie geschmolzenes Eisen. Kaum zu glauben, dass sie sich nicht durch seine Haut brannten und ihr weiches Haar in Brand setzten.

»Ah, wir kommen voran«, hörte er ihre Stimme im Dunkeln. »Dieses Schloss ist doch nicht so kompliziert, wie es auf Anhieb wirkt. Allmählich kommen wir der Sache auf den Grund.«

Sie rückte langsam näher und verdrehte die Fessel, wobei sie seinen Oberschenkel streifte. Mit jeder zufälligen Berührung wurden seine Lenden fester und pochten stärker. Alles, woran er jetzt noch denken konnte, war ihre sanfte Stimme, die sagte: Ich werde mich am ganzen Körper einölen und im Schein des Feuers tanzen. Er war nicht wie Henri. Er würde sie nicht anrühren. Doch wie sollte er dieses Bild nur wieder aus dem Kopf bekommen?

»Und ... schon erledigt.« Das Schloss war geknackt.

Bei ihr sah es so einfach aus, obwohl es das keinesfalls war. Er rieb sich das Handgelenk. »Ich danke Euch.«

Dann erhob er sich zu seiner vollen Größe und streckte die schmerzenden Glieder. Frei. Ungehemmte Freude erfüllte ihn. Er war frei. Er ballte die Hände zu Fäusten und öffnete sie wieder. Er freute sich über die Rückkehr seiner Kräfte und hatte das Gefühl, als könnte er diese Steine mit bloßen Händen aus dem Wege räumen. Es war zwar stockdunkel, und sie befanden sich sechs Meter unter der Erde in einer Festung der französischen Geheimpolizei, doch die Tür stand offen, und er würde sie hier rausbringen – Adrian und diese bemerkenswerte Verräterin – oder umkommen, während er es versuchte. Sollte ihnen der Fluchtversuch misslingen, wäre es für sie alle sowieso besser, dabei das Zeitliche zu segnen.

Während sich die Frau an Adrians Fessel zu schaffen machte, tastete er sich durch die Zelle bis zu Henri, der – wie sie gesagt hatte – noch atmete. Der Franzose war an Händen und Füßen mit seinen Strümpfen gefesselt und mit der eigenen Krawatte geknebelt. Eine gründliche Frau. Die Kontrolle der Fesseln war nur noch Formsache. Henris Jacke hatte tatsächlich eine

Geheimtasche. Er nahm die Papiere an sich und zog Henri dann die Hosen bis zu den Knöcheln herunter. So, halb entblößt, ließ er ihn liegen.

»Was treibt Ihr denn da?« Sie hatte gehört, dass er an Henri herumgezerzt hatte. »Ich bin irgendwie heute Abend äußerst wissbegierig.«

»Ich Sorge dafür, dass Henri Gesprächsstoff hat, wenn er Leblanc das nächste Mal trifft.« Es würde ihnen etwa zehn Minuten bringen, wenn Henri erklären musste, welche Absichten er in Bezug auf das Mädchen gehabt hatte. »Vielleicht wird es mir noch leidtun, dass ich ihn am Leben gelassen habe.«

»Mit viel Glück werdet Ihr noch einmal die Gelegenheit haben, das nachzuholen.« Wieder erklang dieses abschließende, kurze, entscheidende Klicken. »Das Schloss von Eurem Adrian ist auch offen. Er kann aber nicht laufen.«

»Ich werde ihn tragen. Habt Ihr schon einen Plan, wie wir dieses Château mit einem Bewusstlosen, ohne Waffen und der Geheimpolizei halb Frankreichs da oben verlassen sollen?«

»Aber natürlich. Das werden wir jedoch nicht hier besprechen. Holt Euren Freund und lasst uns bitte gehen, falls Euch etwas an Eurem Leben liegt.«

Er legte sich Adrians Arm über die Schulter und zog ihn hoch. Der Junge konnte zwar nicht allein stehen, jedoch mit Hilfe gehen. Er unterhielt sich in mehreren Sprachen mit unsichtbaren Leuten.

»Stirb mir jetzt nicht, Hawker«, befahl er. »Wag es jetzt ja nicht zu sterben.«